

DGAPanalyse

Prof. Dr. Eberhard Sandschneider (Hrsg.)

Otto Wolff-Direktor des Forschungsinstituts der DGAP e.V.

Juli 2014 N° 13

Asymmetrie der Erinnerungskulturen

Der Erste Weltkrieg in Frankreich und Deutschland

von Élise Julien



Deutsche Gesellschaft
für Auswärtige Politik e.V.

Die DGAPanalysen Frankreich erscheinen im Rahmen des Deutsch-französischen Zukunftsdialogs, eines Gemeinschaftsprojekts der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, des Institut français des relations internationales und der

Robert Bosch **Stiftung**

Herausgeber und Redaktion:
Claire Demesmay und Katrin Sold

Kontakt: Claire Demesmay <demesmay@dgap.org>

Zusammenfassung

Asymmetrie der Erinnerungskulturen

Der Erste Weltkrieg in Frankreich und Deutschland

von Élise Julien

Zu einem Zeitpunkt, da Frankreich seine Projekte zu den Gedenkjahren „Centenaire“ (dt. „100 Jahre Erster Weltkrieg“) vervielfacht, erweist sich das Thema in der Öffentlichkeit in Deutschland als weitaus weniger präsent. Um zu erklären, was Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Gedenken an den Ersten Weltkrieg in Frankreich und Deutschland ausmacht, muss man die Geschichte des Krieges nachzeichnen und die Schrecken des 20. Jahrhunderts berücksichtigen. Die dezentralen wissenschaftlichen, pädagogischen und kulturellen Initiativen, die derzeit in Deutschland zu Tage treten, deuten sehr wohl auf ein wiederauflebendes Interesse an der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ hin. Wenn es auch schwierig bis unmöglich ist, von einer kollektiven deutsch-französischen oder europäischen Erinnerungskultur zum Ersten Weltkrieg zu sprechen, bleibt zu hoffen, dass die Gedenkjahre „Centenaire/100 Jahre Erster Weltkrieg“ zumindest dazu beitragen, die friedlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern zu feiern.

Inhalt

Ähnliche Kriegserfahrungen, ein anderer Ausgang: Zum Ursprung unterschiedlichen Gedenkens.....	3
Geteilte Erfahrungen.....	3
Unterschiedliche nationale Narrative.....	4
Neuinterpretiertes Gedenken bei Kriegsende.....	5
Zwischenkriegszeit: Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg etabliert sich.....	6
Diversität der Akteure: Staat und Vereine.....	6
Unterschiedliche Darstellungsformen der Erinnerung: Grabstätten und Kriegerdenkmäler.....	7
Welches nationale Gedenken an den Krieg?.....	9
Nach 1945: Das Gedenken an den Ersten Weltkrieg in der Talsohle.....	10
Der Krieg in der deutschen und französischen Öffentlichkeit von heute.....	12
Lebendige kollektive Erinnerung in Frankreich.....	12
Ein schwächeres, aber wachsendes Interesse in Deutschland.....	13
Welche Perspektiven zur Stunde des Gedenkjahrs „100 Jahre Erster Weltkrieg“?.....	14
Die Internationalisierung des Gedenkens.....	14
Kein kollektives deutsch-französisches Gedenken.....	15
Anmerkungen.....	16

Asymmetrie der Erinnerungskulturen

Der Erste Weltkrieg in Frankreich und Deutschland

von Élise Julien

Frankreich hat das hundertjährige Gedenken an den Ersten Weltkrieg, das derzeit bereits in vielfältigen Veranstaltungen, Projekten, Ausstellungen und Publikationen stattfindet, aktiv vorbereitet. In der deutschen Öffentlichkeit hingegen scheint das Thema weit weniger präsent zu sein. Die Gründe dafür liegen in der Vergangenheit: In Frankreich wurde der als „Grande Guerre“ bezeichnete Krieg schnell zu einem Gründungsmythos, der in den vergangenen Jahrzehnten noch an Kraft gewann. In Deutschland liegt der Fokus der Aufmerksamkeit auf dem Nationalsozialismus, dem Zweiten Weltkrieg und den NS-Verbrechen. Debatten über die nationale Geschichte beschäftigen sich vorwiegend mit diesen Themen. Der in Deutschland als „Erster“ Weltkrieg bezeichnete Krieg wird folglich immer durch das Prisma des darauf folgenden „Zweiten“ verstanden. Er wird als „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ wahrgenommen und gilt als Schlüssel zum Verständnis des gesamten Jahrhunderts – insbesondere der NS-Zeit.

Dennoch lässt sich in diesem Gedenkjahr 2014 in Deutschland ein neues Interesse für den Ersten Weltkrieg feststellen, wovon zahlreiche neue wissenschaftliche, pädagogische und kulturelle Initiativen, aber auch die aktuellen Bestseller im Buchhandel zeugen. Auch wenn kaum von einer gemeinsamen deutsch-französischen Erinnerungskultur an den Ersten Weltkrieg die Rede sein kann, bleibt abzuwarten, ob das Jahrhundertgedenken an den Konflikt nicht zumindest die Möglichkeit bietet, die friedlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern zu feiern.

Ähnliche Kriegserfahrungen, ein anderer Ausgang: Zum Ursprung unterschiedlichen Gedenkens

Die Erinnerung an den Krieg beginnt nicht erst mit dem Ende des Konflikts. Schon seit dem Jahr 1914 formten verschiedene Wahrnehmungen und Interpretationen, mit denen die Zeitgenossen Vergangenheit und Gegenwart sowie die Situation ihres Landes und die internationalen Beziehungen zu verstehen versuchten, die Darstellung des Geschehens. Dabei teilten Deutsche und Franzosen bestimmte Überzeugungen und Erfahrungen, die teilweise ihre Erinnerung an den Krieg mitbestimmten – auch wenn der Ausgang des Krieges zu Neuinterpretationen führte.

Geteilte Erfahrungen

Auf beiden Seiten fühlte sich die Bevölkerung angegriffen und sah den Konflikt als Verteidigungskrieg. Für die Franzosen kam die Kriegserklärung aus Deutschland; der Überfall auf das neutrale Belgien und schließlich die Invasion in den Nordosten Frankreichs machten die defensive Mobilmachung notwendig. Die Deutschen, für die die Dinge nicht weniger klar lagen, wähten sich von missgünstigen und boshafte Feinden umgeben: Aus deutscher Perspektive seien sich Frankreich und Russland darüber einig gewesen, den – in den Augen der Deutschen rechtmäßigen – Aufschwung des Kaiserreichs auf dem Kontinent zu verhindern. Groß-

britannien, das mit seiner Flotte die Weltmeere beherrschte, begrenzte die deutschen Vorstöße ebenfalls. Diese Sicht wurde durch die Erlebnisse der Bevölkerung bestätigt, die rasch die Folgen der Blockade durch die Alliierten zu spüren bekam. Zwar wären die territorialen Streitigkeiten, die sich auf Elsass-Lothringen konzentrierten, und die sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zuspitzenden kolonialen Rivalitäten sicherlich nicht ausreichend gewesen, um einen Krieg auszulösen. Allerdings trugen sie dazu bei, dass jedes Land davon überzeugt war, für sein gutes Recht zu kämpfen. Dies erklärt zu großen Teilen die breite Unterstützung der jeweiligen Bevölkerung für die nationale Sache, auch unter Regimegegnern.

Bei Kriegsbeginn kam es auf beiden Seiten zu einer massiven Mobilisierung der Wehrpflichtigen. Der deutsche „Feldgrau“ und der französische „poilu“ (frz. „Haariger“, „Bärtiger“) – wie die Frontsoldaten des Ersten Weltkriegs bezeichnet wurden – machten ganz ähnliche Erfahrungen in Bezug darauf, wie sich die Kämpfe entwickelten und wie sich das Überleben in den Schützengräben gestaltete. Sie erhielten neu entwickelte Waffen und eine angepasste Ausrüstung. Zugleich musste das Leben in ihren Heimatländern, die jeweils der Männer im besten Alter beraubt worden waren, weitergehen; die Armeen, die an den Fronten kämpften, benötigten Nahrung, Kleidung und Ausrüstung. Aus diesem Grund fand zugleich eine starke wirtschaftliche Mobilisierung der Zivilbevölkerung statt, die Landwirtschaft und Industrie gleichermaßen betraf. Hinzu kam eine soziale, politische und kulturelle Mobilisierung, die sich auf bewusst beförderte patriotische Gefühle stützte.

Gemeinsam war den Gesellschaften, die sich nunmehr im Krieg befanden, das Bewusstsein, in einer besonderen Zeit zu leben und Teil eines historischen Geschehens zu sein. Gleichzeitig aber sahen sie sich mit den grausamen Folgen und den vielen Opfern dieser neuen Art von Krieg konfrontiert. Ob ihnen diese Epoche nun glorreich oder tragisch erschien, so waren sie sich doch darüber einig, dass man die Erinnerung daran nicht verlieren durfte. Ein Erinnern an den Krieg entstand schon im Krieg selbst. Zunächst entwickelte sich unermüdlich der Gedanke, dass angesichts der vollbrachten

Pflicht der Gefallenen auch eine Pflicht bestünde, die Toten vor dem Vergessen zu bewahren. Eine Kultur des Gedenkens und der Würdigung etablierte sich in der Folge. Außerdem rief das Gefühl, Zeuge wichtiger Ereignisse zu sein, rasch das Bedürfnis hervor, diese Momente festzuhalten, indem man sie individuell verschriftlichte, vor allem in Tagebüchern, aber auch in Erlebnisberichten. Publikationen, Schriftstücke und verschiedene Gegenständen wurden aufbewahrt, obgleich man nicht immer wusste, welchen Wert sie einmal haben würden. Dies stellte den Beginn großer, öffentlicher wie privater Kriegsbibliotheken und -sammlungen dar.

Unterschiedliche nationale Narrative

Trotz dieser gemeinsamen Erfahrungen dürfen wichtige Unterschiede bei der Interpretation des Krieges nicht außer Acht gelassen werden. In Frankreich stand der historische Bericht vom Krieg in einer Kontinuität mit der nationalen „Erzählung“ vor Kriegsausbruch: Aus französischer Perspektive und in einer einseitigen Darstellung der internationalen Beziehungen galt Frankreich stets als Fackelträger der Freiheit und des Fortschritts. Diese Darstellung war ein Erbe der Französischen Revolution. Demzufolge wären die Ursachen des Krieges im Allgemeinen den imperialen Ansprüchen des Deutschen Reiches geschuldet und im Speziellen einer spezifisch deutschen Grausamkeit. Davon zeugten die den Deutschen zugeschriebenen Gräueltaten. Hinzu kam noch, dass der Krieg nicht als Ziel wahrgenommen wurde, sondern als Mittel: Er sollte zu einer neuen internationalen Ordnung führen, getragen vom Selbstbestimmungsrecht der Völker.

Aus deutscher Sicht stellte der Krieg eine notwendige Antwort auf feindlich gesinnte Nachbarn sowie ihre dekadenten politischen und sozialen Werte dar. Innenpolitisch galt der Krieg als Wendepunkt: So sei 1914 ein neuer Geist entstanden, der das Land durch nationale Einheit und die Neuausrichtung der sozialen Beziehungen erneuern sollte. Der Sieg würde das materielle und kulturelle Überleben des deutschen Volkes sichern. Im Frieden, so die Vorstellung, würden die vermeintlich günstigen Auswirkungen des Krieges, welche die

Moral der Bevölkerung gestärkt hätten, gefestigt werden. Während also Frankreich den „Geist von 1789“ neu belebte, rief Deutschland den „Geist von 1914“ aus.

Für die Kriegsparteien basierte die aktive Vorbereitung des Gedenkens noch in Kriegszeiten auf der festen Überzeugung, der Sieg würde einen guten und dauerhaften Frieden bringen. Mit dem Waffenstillstand von 1918 war das lang ersehnte Ende des Krieges da – nun wurde er im Angesicht seines Ausgangs neu interpretiert.

Neuinterpretiertes Gedenken bei Kriegsende

In Frankreich führten die Erleichterung, dass das schreckliche Unglück dieses „Großen Krieges“ beendet war, sowie der Stolz auf den Sieg zunächst zu einer Art kollektiven Jubels. Dabei bestärkte der Sieg die Überzeugung, unschuldig am Zustandekommen und dem Ablauf der Kampfhandlungen gewesen zu sein. Der künftige Friedensvertrag sollte auf den Grundlagen des Völkerrechts errichtet werden und so den Weg für eine Zukunft in friedlicher Eintracht bereiten. Doch sobald der erste Enthusiasmus verflogen war, änderte sich die allgemeine Interpretation des Krieges nach und nach. Nationalgefühl und Stolz wichen der allgemeinen Erschöpfung des Landes. Schrittweise kam es zu einer Verurteilung des Krieges. Der enttäuschende Frieden und das Scheitern der durch den Versailler Vertrag hergestellten Ordnung führten zudem zur Desillusionierung: Das Mittel des Krieges hatte sich als ungeeignet erwiesen, um ein friedliches und dauerhaftes Gleichgewicht herzustellen, das auch den erbrachten Opfern gerecht würde. Auf diese Weise wurde der „Große Krieg“ immer mehr als Werk der Zerstörung begriffen, das sich nicht wiederholen dürfe. Letzten Endes ermöglichte der Sieg eine pazifistische Neuausrichtung, da er jede Ursache unbefriedigten Nationalismus beseitigte. Aus der Siegerperspektive war es zudem für Frankreich nun ein Leichtes, den Geist des Revanchismus anzuprangern.

Für Deutschland endete der Krieg nicht mit dem guten Ausgang, den man erwartet hatte. In der Bevölkerung, die über den desolaten Zustand ihrer Armee nicht im Bilde war und die den Feind nie auf eigenem Boden gesehen hatte, löste die Niederlage Bestürzung aus. Das Bild des an der Front unbesiegten Soldaten

setzte sich in den Köpfen der Menschen fest und wurde von Vertretern aller politischen Richtungen weiter verbreitet. Für die Rechte galt es, das Ansehen des Deutschen Reiches und der Armee zu retten; die Linke¹ wollte eine Demoralisierung der Soldaten vermeiden und die reibungslose Demobilisierung begünstigen. Bei der Unterzeichnung des Versailler Vertrags überwog Entrüstung. Die Deutschen nahmen dies zum Anlass, die Realität der Niederlage noch entschiedener von sich zu weisen: Sie anzuerkennen und damit zu akzeptieren wäre für sie einem Verrat an den Gefallenen des Konflikts gleichgekommen, deren Opfer somit umsonst gewesen wäre.

Unmittelbar nach Kriegsende waren die Deutschen also mit einer Diskrepanz zwischen der Realität des Krieges – die Schrecken der Schlachten, die Leiden, die Niederlage der deutschen Armee – und den Berichten über den Krieg konfrontiert. Verschiedene Mythen über die nationale Einheit, Brüderlichkeit in den Schützengräben und den Heroismus der Kämpfenden verbreiteten sich, doch ihre Prägnanz konnte nicht über die tiefen Unstimmigkeiten hinwegtäuschen, die die öffentlichen Debatten nach 1918 bestimmten. Die Linke hatte sich vom Kaiser im Verbund mit der Obersten Heeresleitung die erhoffte, aber ausbleibende Demokratisierung des Regimes versprochen. Nach Kriegsende machte sie beide Instanzen für die schlechte Führung der Soldaten und schließlich die Niederlage verantwortlich. Dieses Scheitern diente zugleich als Legitimierung für die Ausrufung der Republik – die Demobilisierung des Krieges sollte in die Mobilisierung für einen weiteren Kampf übergehen: den der Revolution und des demokratischen Aufbaus. Für die Rechte hingegen galt der Krieg als Wiederbelebung der deutschen Werte. Nicht der Krieg war die Katastrophe, sondern die Revolution und der Frieden. Für den Kaiser und die Monarchie waren der Feind nun die „Novemberverbrecher“ und das „Versailler Diktat“. Die Mobilisierung musste folglich aufrechterhalten bleiben, auch durch paramilitärische Gruppen. In diesem Kontext entstand und verbreitete sich die „Dolchstoßlegende“, der zufolge die deutsche Armee nicht militärisch besiegt worden, sondern durch die fehlende Unterstützung der Oppositionellen für das Vaterland gewissermaßen von hinten „erdolcht“ worden sei.

In den Nachkriegsjahren war der Krieg in der deutschen Öffentlichkeit allgegenwärtig, doch die Erinnerung an ihn war äußerst umstritten und gespalten. Die unterschiedlichen Haltungen prallten je nach den Erwartungen, die in den Krieg gesetzt worden waren, aufeinander. Die aus der Niederlage im November 1918 hervorgegangene Weimarer Republik versuchte, den Konflikt beizulegen und eine einheitliche Interpretation zu schaffen, um ihre Legitimität zu stärken. Dabei stand ihr jedoch das mystifizierte Bild des Krieges im Wege, das nur noch wenig mit der Wirklichkeit zu tun hatte. Dennoch sollte es die öffentliche Darstellung künftig bestimmen.

Zwischenkriegszeit: Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg etabliert sich

Die aufgezeigten Grundlinien der Erinnerung an den Krieg wirkten sich kurz- und langfristig aus. Zunächst prägten sie jene Akteure, die üblicherweise daran beteiligt sind, eine Erinnerungskultur zu etablieren. Darüber hinaus beeinflussten sie auch die Darstellungsformen der Erinnerung sowie die Formen nationalen Gedenkens.

Diversität der Akteure: Staat und Vereine

In Frankreich ging der Staat gestärkt aus dem Krieg hervor und führte die während des Krieges begonnene Politik fort. Vor allem aber führte der Staat einen öffentlichen Totenkult ein, der den Schmerz der Trauernden berücksichtigte, dabei aber versuchte, ihn zu leiten und zu mildern, um eine gefährliche Destabilisierung durch die individuelle Trauer zu verhindern. In diesem Prozess gelang es dem Staat, Symbole zu finden, die die Nation einten, indem sie gleichzeitig Trost spendeten und einen gemeinsamen Kult schafften: Dies gilt für das Grab des Unbekannten Soldaten als nationalem Gedenkort, Kriegerdenkmäler als dezentralisierte Erinnerungsorte und die amtlichen Gedenkfeiern am 11. November überall in Frankreich.

Dabei musste der Staat jedoch auch mit einem anderen wichtigen Akteur verhandeln: den ehemaligen Frontkämpfern. Eine Vielzahl von Veteranenvereinen gründete sich in der Nachkriegszeit. Die Vereine brachten die Veteranen auf der Basis unterschiedlicher Merkmale – Grad, Armeekorps, Beruf, Art der Verletzung, etc. – zusammen. Insgesamt verzeichneten sie mehr als 3 Millionen Mitglieder – im damaligen Frankreich einzigartig (zu Beginn der 1930er Jahre entspricht dies jedem zweiten Veteranen). Dieses dichte Netz an Vereinen organisierte sich um große nationale Verbände, die ab 1927 in der „Confédération nationale des anciens combattants“ zusammengefasst wurden. Man kann also durchaus von einer Veteranenbewegung sprechen, die sich rund um gemeinsame Zielsetzungen gebildet hatte.

Diese Bewegung verstand sich zunächst als eine Art Gewerkschaft der Kriegsoffer, die eine wichtige Rolle beim Aufbau von Hilfsorganisationen für Kriegsversehrte und Veteranen spielte. Darüber hinaus kam ihr eine Sozialisierungsfunktion zu und sie übernahm die Organisation der Gedenkfeiern. Oft waren es die Veteranen, die vor Ort die Initiative ergriffen, um ein Ehrenmal für die Gefallenen zu errichten. Sie waren es auch, die forderten, den 11. November zum Nationalfeiertag zu machen. Aus Sicht des Staates wäre es ausreichend gewesen, den auf den Waffenstillstand folgenden Sonntag als Gedenktag festzulegen. Für die Veteranen war es jedoch unabdingbar, dass das Gedenken am genauen Jahrestag des Waffenstillstands stattfindet. Der 11. November sollte künftig als Tag gefeiert werden, der das Ende des Gemetzels und den Moment der Erlösung markiert. Schließlich legte das Gesetz vom 24. Oktober 1922 den 11. November als Gedenktag des Sieges und des Friedens fest. Mit ihrem Einsatz für diesen Gedenktag wollten die Veteranen auch eine moralische Botschaft an die Gesellschaft insgesamt und an die Jugend im Besonderen übermitteln: Der Krieg tötet unter grauenvollen Umständen und in grässlichen Zahlen, weshalb alles getan werden muss, um ihn zu verhindern. Um diese Botschaft zu vermitteln, stützten sie sich auf die Legitimität, die sie im Kampf erlangt hatten. Diese Legitimität besaßen sie auch deshalb, weil sie den Anspruch hatten, als Überlebende des Krieges die Gefallenen

Kameraden zu vertreten. Der Historiker Antoine Prost betont, wie sehr die französische Veteranenbewegung zutiefst pazifistische Beweggründe hatte, trotz des Vorhandenseins einiger militaristischer Minderheitengruppen.²

In Deutschland stellte sich die Situation ganz anders dar. In einem materiell wie finanziell schwierigen Kontext fehlte es dem Staat an den nötigen Mitteln, um eine Erinnerungskultur an den zurückliegenden Krieg zu befördern. Hinzu kamen tiefe politische Konflikte und Spaltungen, nachdem das Kaiserreich durch die Weimarer Republik abgelöst worden war, ohne aber den vollen Rückhalt aus der Bevölkerung zu haben. In diesem Kontext verzichtete der Staat generell darauf, zu sehr einzugreifen, um nicht immer wieder Polemik hervorzurufen. Dieser Rückzug des Staates erleichterte es jedoch Gruppierungen der unterschiedlichsten politischen Couleur, eine jeweils eigene Interpretation des massenhaften Sterbens im Krieg zu verbreiten.

Anders als in Frankreich stellten die Veteranen in Deutschland mitnichten eine Bewegung dar. Es gab Veteranenvereine sehr unterschiedlicher Art. Oft folgten sie dem Erbe der im 19. Jahrhundert gegründeten Veteranenvereine und boten insbesondere Anhängern der Monarchie ein Forum, sie spielten aber auch eine wichtige soziale Rolle. Während des Krieges waren Interessensvertretungen der Opfer entstanden, die unterschiedliche politische Richtungen vertraten und Hunderttausende Anhänger fanden. Nach dem Krieg bildeten sich ganz offen politisierte und bisweilen auch militarisierte Vereinigungen, die nach und nach das gesamte politische Spektrum von rechtsnational bis zu den Kommunisten abdeckten. Diese Gruppierungen verfolgten äußerst unterschiedliche Ziele. In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre kam es vermehrt zu Konfrontationen zwischen diesen politisierten Vereinigungen. Ihre Mitglieder trugen zwar durch ihre öffentlichen Äußerungen dazu bei, den Krieg im Bewusstsein zu halten, zugleich verstärkten sie aber auch politische Spannungen in der Weimarer Republik.

Neben diesen Unterschieden bei den Akteuren müssen auch andere ungleiche Bedingungen berücksichtigt werden, die die Art und Weise der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in beiden Ländern bestimmen.

Unterschiedliche Darstellungsformen der Erinnerung: Grabstätten und Kriegerdenkmäler

In Frankreich gruppierte man die Leichname, die nicht durch die Familien³ zurückgeführt worden waren, in Gräberfeldern entlang der ehemaligen Frontlinien im Grenzgebiet zwischen Frankreich und Belgien sowie Frankreich und der Schweiz. Indem weitläufige Kriegsgräberstätten geschaffen wurden, konnte das übrige Territorium entlang der ehemaligen Frontlinien wieder nutzbar gemacht werden, insbesondere für die Landwirtschaft. Die Gräberfelder erleichterten auch Erhalt und Pflege der Kriegsgräberstätten durch die öffentliche Hand. In Frankreich garantiert der Staat Kontinuität und Gleichheit nach dem republikanischen Prinzip im Umgang mit den „Morts pour la France“,⁴ den für Frankreich Gefallenen. Diese Orte waren damals wie heute für die Bevölkerung zugänglich und erreichbar. In der Folge konnten Besuche der ehemaligen Schlachtfelder und Pilgerreisen zu den Gräbern⁵ organisiert werden. Sogar ein gewisser „Schlachtfeldtourismus“ mit Führungen und einer entsprechenden Infrastruktur entstand und wird auch heute noch weiterentwickelt.

Die Leichname deutscher Soldaten waren zumeist auf fremdem Territorium verblieben.⁶ Da der Versailler Vertrag von den Unterzeichnern die Grabpflege für die auf ihren jeweiligen Territorien bestatteten Soldaten verlangte,⁷ verließen sich die deutschen Behörden auf ihre Amtskollegen, insbesondere die französischen. Die Unfähigkeit des deutschen Staates, finanzielle Mittel für zusätzliche Anlagen bereitzustellen, machte das Feld frei für andere Akteure, vor allem den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (VDK), ein privater Verband mit einer deutlichen Ausrichtung nach rechts. Der Verband wurde Ende des Jahres 1919 durch acht ehemalige Offiziere gegründet, um künftig die Pflege der Kriegsgräber sicherzustellen – auf eine als „deutscher“ erachtete Art als bislang. Ebenso betreute er die Pilgerfahrten an die Front für die Familien, die es sich leisten konnten, und verbreitete durch seine Zeitschrift und andere Veröffentlichungen Bilder seiner Arbeit. Die Gefallenen wurden von der Bevölkerung idealisiert und wie Helden verehrt; die große Entfernung

zu ihren Grabstätten trug zu dieser Idealisierung bei. Regelmäßig wurde eine Analogie verbreitet, nach der die Gefallenen als Armee an der Grenze wachen und sich für neue Kämpfe rüsten würden, bis die Stunde der Revanche gekommen sei. Somit bemächtigte sich der VDK neben der Pflege der Kriegsgräber auch eines bedeutenden Teils des Gedenkens an den Krieg, der außerhalb der Kontrolle der Republik lag.

Fern von den ehemaligen Frontlinien und den dortigen Kriegsgräberstätten entstanden in Deutschland und Frankreich auf kommunaler Ebene Ehrenmale für die Gefallenen, die sich in die direkte Umgebung der Bevölkerung einfügten.

In Frankreich wurden die Kriegerdenkmäler in der Regel auf öffentlichen Plätzen errichtet. Sie bestehen oft aus einer Stele oder einem Obelisken, häufig finden sich auch vereinheitlichte Darstellungen von Frontsoldaten. Die meisten Kriegerdenkmäler auf öffentlichen Plätzen verleihen dem Krieg keinen speziellen Sinn; man kann sie auch als „zivile“ Denkmäler bezeichnen. Andere betonen stärker Sieg oder Heldentum und können somit als „patriotische“ Denkmäler gelten. Wieder andere erinnern an den Tod der Frontsoldaten, an den Verlust der Hinterbliebenen und haben dabei eine christliche Konnotation. Diese Mahnmale können als Denkmäler der Trauer bezeichnet werden.⁸ Nicht immer lassen sich die unterschiedlichen Arten von Kriegerdenkmälern klar voneinander unterscheiden. Außerhalb des kommunalen Rahmens gibt es auch Denkmäler, die anderen Gemeinschaften des Alltags entsprechen und bedeutsam für die Überlebenden sind: So gibt es Denkmäler in Schulen, Universitäten, Behörden, Unternehmen, an Arbeitsplätzen oder in Kirchen, ebenso wie Denkmäler von verschiedensten Vereinigungen (militärische, berufliche oder kulturelle).

In Frankreich wird der Diversität der Kriegerdenkmäler durch ihre relativ einheitliche Nutzung entgegengewirkt. Anfang der 1920er Jahre entstand eine Art Trauerliturgie für den 11. November, die sich in einer kodifizierten Zeremonie abspielt: Sie beginnt mit einem Trauerzug, dem Schulkinder

vorangehen und der durch Veteranen abgeschlossen wird. Vor dem Kriegerdenkmal werden Reden gehalten, bevor die Namen der Toten verlesen werden und anschließend die Totenglocken läuten. Im Ganzen handelt es sich um eine Huldigung der Bürger und des Vaterlands an diejenigen, die im Krieg gefallen sind. Die offiziellen Vertreter sowie die Kinder knien vor dem Denkmal nieder, um Blumenkränze niederzulegen, während die Veteranen diese Ehrung im Namen der Gefallenen entgegennehmen. Die Denkmäler ermöglichen also eine zivile Zeremonie, die nicht dazu dient, den Krieg aufzuwerten, sondern dazu, diejenigen zu würdigen, die das Land verteidigt haben.

Auch in Deutschland sind Kriegerdenkmäler, vor allem auf kommunaler Ebene, sehr verbreitet, auch wenn sie weniger erforscht sind als in Frankreich. Aufgrund der bestehenden Verbindung zwischen Staat und Kirche sind diese Denkmäler oft an Kirchenbauten angeschlossen. So steht das Kriegerdenkmal einer Gemeinde häufig auf ihrem zentralen Platz, der zugleich der Kirchplatz ist, oder gar gleich auf dem der Kirche zugehörigen Friedhof. Manche sind eine Aktualisierung älterer, nach dem Sieg über Frankreich im Jahr 1870 errichteter Denkmäler. Indem der Konflikt in eine Linie mit einem früheren, siegreichen Konflikt gestellt wird, wird die Frage des spezifischen Sinnes des massenhaften Sterbens im Ersten Weltkrieg umgangen. Ebenso wie in Frankreich gibt es auch in Deutschland zahlreiche Denkmäler in Schulen und Universitäten oder im Berufs- oder Vereinsumfeld. Häufiger als in Frankreich finden sich auch in Kasernen Kriegerdenkmäler, die als Rückzugsort für jene galten, die dem Kaiserreich und der kaiserlichen Armee nachtrauerten.

Trotz ihrer Verschiedenheit lässt sich bei den deutschen Kriegerdenkmälern eine Typologie erkennen, die von einer allgemeinen chronologischen Entwicklung zeugt. Die ersten Denkmäler in der Nachkriegszeit sind von Schlichtheit und einer gewissen Spontaneität geprägt und können den „Denkmälern der Trauer“ zugeordnet werden. Bei ihrer Gestaltung wurde häufig die christliche Symbolik des Trostes verwendet. Meist wurden sie mit

wenigen Mitteln und in einem kommunalen oder kirchlichen Kontext errichtet. In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre wichen sie nach und nach imposanteren und detaillierteren Kriegerdenkmälern, die heroischer oder gar revanchistisch wirken. Diese Denkmäler wurden nach der großen Inflation errichtet, als Spendenaufrufe wieder möglich waren. Meist stehen sie an für konservative, nationalistische oder militärische Kreise wichtigen Orten, zum Beispiel in bürgerlichen Gemeinden, in Universitäten, Kasernen oder bei Soldatenfriedhöfen. Die Diversität der Kriegerdenkmäler wird noch verstärkt durch die Vielzahl der Möglichkeiten, wie sie genutzt werden und wie die Gedenkfeiern, die sich dort abspielen, gestaltet sind.

Welches nationale Gedenken an den Krieg?

Der Rückzug des Staates und die Zersplitterung der politischen Landschaft führten in der Weimarer Republik dazu, dass es kein einheitliches nationales Gedenken an den Krieg gab. Aus Sicht des Staates wäre es wichtig gewesen, eine Tradition des Gedenkens zu begründen, die gleichzeitig republikanisch gewesen wäre und dabei die Erinnerung an den Krieg hätte umfassen können. Es ging dabei nicht allein um Wertschätzung gegenüber Gefallenen und Veteranen. Anders als in Frankreich gelang es der Weimarer Republik allerdings kaum, eine wirksame Symbolik zu entwickeln.

Bereits über das Datum und die Bedeutung eines solchen Gedenktags herrschte Uneinigkeit: Allerheiligen hat für Katholiken und der Totensonntag für Protestanten einen religiösen Charakter; ein möglicher Gedenktag zum Winterende, wie er vom VDK befürwortet wurde, stand für die Erneuerung der Natur und metaphorisch für die nächste nationale Wiedergeburt; der 28. Juni war der Protesttag gegen den Versailler Vertrag; der 3. August bedeutete für die einen (rechtsnationale Kräfte) das Gedenken an die heldenhafte Mobilisierung und für die anderen (Pazifisten) den Beginn des Gemetzels; und der 9. November war gänzlich dem Beginn der Revolution gewidmet und schloss dabei nicht das Ende des Krieges ein. Die Debatte brach

während der gesamten 1920er Jahre immer wieder auf, ohne dass der Staat ordnende oder einende Akzente hätte setzen können.

An die Frage des Gedenktags schloss sich die des Gedenkortes an. In Frankreich konzentrierte sich das nationale Gedenken rasch auf den Triumphbogen, wo das „Grab des Unbekannten Soldaten“⁹ liegt. In Deutschland stritt man während der 1920er Jahre über einen nationalen Gedenkort, ohne dass es zu einer Einigung kam. Zahlreiche Projekte wetteiferten miteinander. Die Konkurrenz war geographisch (zwischen Berlin, der Umgebung des Rheins, Ostpreußen, Thüringen und weiteren Orten), formell (soll ein neues Denkmal errichtet werden, ein bereits bestehendes umgebaut oder ein Naturdenkmal, wie ein Wald oder eine Erinnerungsinsel, errichtet werden?), und sie war ideologisch geprägt (soll die „deutsche Seele“ glorifiziert werden, finden dort staatliche Zeremonien statt, oder soll es ein einfacher Ort der Andacht sein?).

Die nationalistische Rechte initiierte und investierte in das Tannenberg-Denkmal in Ostpreußen. Es erinnerte an die Schlacht, die den Vorstößen der russischen Truppen 1914 einen Riegel vorgeschoben hatte, und an ihren Sieger, Feldmarschall Hindenburg. Außerdem unterstrich es die Legitimität der Zugehörigkeit ostpreußischer Provinzen zum Deutschen Reich.¹⁰ Das Projekt konnte jedoch nicht überzeugen, weil es abgelegen lag und auch, weil die rechtsnationale Ideologie seiner Befürworter nicht mehrheitsfähig war. Von Seiten der Weimarer Republik wurde das neoklassizistische Gebäude der Neuen Wache (das bis zur Revolution die Wache des Kaisers beherbergt hatte) in der Nähe des Berliner Stadtschlusses im Jahr 1931 zur Gedenkstätte für die Kriegsoffer umgewandelt. Doch dieser Ort war eher preußisch als deutsch und er wurde zu spät eingerichtet, als dass sich das Gedenken ohne weiteres darauf hätte konzentrieren können.¹¹ Die schwache Symbolkraft der Neuen Wache hatte auch damit zu tun, dass sich in Deutschland, im Gegensatz zu Frankreich, die Symbolik des Unbekannten Soldaten nicht durchsetzen konnte.

In Deutschland blieb diese Symbolik erfolglos: Die Niederlage führte bei den Besiegten dazu, die Geste der Sieger nicht nachzuahmen. Der Unbekannte Soldat bietet ein einziges Grab, das für die zahllosen anderen steht, und er ist damit auch ein zutiefst demokratisches Symbol: Jeder der Soldaten kann dieser Unbekannte sein, unabhängig von seiner politischen Meinung oder Religion. Für die rechtsnationalen Kräfte war es undenkbar, dadurch möglicherweise einen Kommunisten oder einen Juden zu würdigen. Dieses Symbol wäre „undeutsch“ und wäre nur inszeniert, während die wahrhaft deutschen Toten weiterleben würden – durch die Lebenden, im Herzen ihrer Angehörigen.

Dennoch wurde das Symbol aufgenommen und verändert: Aus dem „unbekannten“ Soldaten wird der „namenlose“ Soldat, der sich nach seiner Rückkehr von der Front nicht ausreichend gewürdigt sah. Er stellte sich als moralische Instanz gegen die dekadente und korruptierte Republik. Der Archetyp dieses Soldaten war Hitler. Letztlich war der unbekannte deutsche Soldat nicht tot, sondern er lebte und er musste die Kanzlerschaft erreichen, um das Land zu retten.

Am 27. März 1931 beschloss die deutsche Regierung schließlich die Errichtung eines „Reichsehrenmals“ in Form eines „Heiligen Hains“ im Wald von Bad Berka in Thüringen. Das Projekt erhielt im Januar 1933 die Zustimmung der Regierung. Es war vorgesehen, einen ganzen Komplex mitten im Wald zu errichten, der ein Denkmal, einen Turm, einen Andachtsraum und ein Wohnhaus umfassen sollte. Das Vorhaben wurde jedoch nie realisiert. Als Hitler an die Macht kam, hatte er andere Pläne: Er löste sämtliche Veteranenvereine auf, um sie in einem einzigen, der NSDAP zugehörigen Verband zusammenzufassen, der Nationalsozialistischen Kriegsopferversorgung (NSKOV). Damit sollte das kämpferische Andenken in den Dienst des NS-Regimes gestellt werden. 1934 legte Hitler einen sogenannten Heldengedenktag am Ende des Winters fest. Bei Hindenburgs Tod im August 1934 ließ er dessen Asche in Tannenberg, in Begleitung einer „Wache“ von 20 unbekanntem Soldaten, begraben, wodurch das Denkmal offiziell den Status eines „Reichsehrenmals“ erlangte.

Auch die Neue Wache ließ Hitler neu gestalten, die Betonung lag dabei auf Heldenverehrung. Dort verfügte das NS-Regime über einen geeigneten zeremoniellen Ort in Berlin.

Nachdem es der Weimarer Republik nicht gelungen war, eine einheitliche Darstellung des Krieges festzuschreiben, setzte das Dritte Reich eine einzige Version des Krieges durch, indem man die Thesen der nationalistischen Rechten aufgriff und radikalisierte. Hitler machte aus dem Ersten Weltkrieg den Gründungsmythos des Nationalsozialismus und gab vor, den Kampf für einen diesmal besseren Ausgang fortzuführen. Demnach konnte das Scheitern des Nationalsozialismus am Ende des Zweiten Weltkriegs nur eine grundlegende Infragestellung der Art und Weise, wie der Erste Weltkrieg in Deutschland betrachtet wurde, mit sich bringen.

Nach 1945: Das Gedenken an den Ersten Weltkrieg in der Talsohle

In Deutschland konzentrierte sich nach 1945 alle Aufmerksamkeit auf die zwölfjährige Herrschaft der Nationalsozialisten sowie auf den Zweiten Weltkrieg. Der Erste Weltkrieg rückte in den Hintergrund und war im Gegensatz zur damals jüngsten Vergangenheit nun ein weniger sensibles Thema geworden. In der DDR befassten sich die Historiker mit den Verbindungen zwischen Krieg und Imperialismus sowie mit der Arbeiterbewegung in ihren politischen (sowie in geringerem Maße den ökonomischen) Aspekten. In der BRD konzentrierte sich die historische Forschung zum Krieg 1914-1918 vorwiegend auf die Diplomatie. Bis zur Fischer-Kontroverse blieb die geschichtswissenschaftliche Bearbeitung des Themas wesentlich begrenzter als in anderen westlichen Ländern.

Im Jahr 1961 veröffentlichte der Historiker Fritz Fischer sein Werk „Griff nach der Weltmacht“. Darin versuchte er, die Verantwortung des deutschen Kaiserreichs am Ausbruch des Krieges zu belegen. Er wendete sich damit gegen die seit 1914 in Deutschland vorherrschende Meinung vom Ersten Weltkrieg als „Schicksal“ und als Verteidigungskrieg. Darüber hinaus stellte Fischer die Hypothese

auf, dass es zwischen dem Imperialismus des „Zweiten“ und „Dritten Reichs“, dem Imperialismus Kaiser Wilhelms II. und dem Hitlers, eine politische Kontinuität gegeben habe. Diese Veröffentlichung löste im Kontext des Kalten Krieges und der großen Prozesse gegen die NS-Täter eine Historikerdebatte aus, die sich zur Gesellschaftsdebatte entwickelte. Seit der Fischer-Kontroverse ist der Erste Weltkrieg in Deutschland daher ein Thema, das weniger für sich selbst als für seine Verbindung mit dem Nationalsozialismus steht. Es reihte sich ein in die Frage des „Sonderwegs“, der Deutschland zu Hitler geführt hatte: War der Erste Weltkrieg ein Teil dieses Sonderwegs? Die Antwort darauf war umstritten, aber Elemente der Kontinuität wurden mehr und mehr eingestanden.

Was das öffentliche Gedenken betrifft, spielte der Erste Weltkrieg in der Nachkriegszeit kaum noch eine Rolle. Die DDR führte einen „Internationalen Gedenktag für die Opfer des faschistischen Terrors und Kampftag gegen Faschismus und imperialistischen Krieg“ am zweiten Septembersonntag ein. Auf der anderen Seite rief die Bundesrepublik ab 1952 einen Sonntag Mitte November als Volkstrauertag zum Andenken an die Opfer der Weltkriege und von Gewaltherrschaft aus. In beiden Fällen erinnerte jedoch nichts ausdrücklich an den Ersten Weltkrieg.

Ähnlich sah es bei der Suche nach einem nationalen Gedenkort aus. Das 1931 für die Opfer des Ersten Weltkriegs von der Weimarer Republik vorgesehene „Reichsehnenmal“ wurde nie realisiert. Das Tannenberg-Denkmal wurde 1945 durch die Wehrmacht während ihres Rückzugs zerstört. Es befand sich von da an auf polnischem Gebiet. blieb noch das Gebäude der Neuen Wache in (Ost-)Berlin. Die Regierung der DDR machte daraus in den 1960er Jahren ein Mahnmal für die „Opfer von Faschismus und Militarismus“. Im Jahr 1969 wurden dort die Asche eines unbekanntes Soldaten (des Zweiten Weltkriegs) sowie eines unbekanntes Opfers eines Konzentrationslagers neben einer Flamme bestattet. Der Erste Weltkrieg wurde ausgeklammert. Unter der Schirmherrschaft Helmut Kohls wurde die Neue Wache 1993 zur „Zentralen Gedenkstätte der Bundesrepublik Deutschland für die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“.

Ihr Inneres bildet eine Rekonstruktion der Gestaltung von 1931, doch diesmal rund um eine für diese Gelegenheit stark vergrößerte Reproduktion einer Skulptur von Käthe Kollwitz. Diese hatte die Künstlerin in den 1930er Jahren als Hommage an ihren 1914 gefallenen Sohn geschaffen. Die Skulptur stellt eine Pietà dar, die ihren toten Sohn zwischen den Knien hält. Die Gestaltung des Gedenkortes ist heute umstritten: Die Widmung „für die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“ fasst zwei Weltkriege zusammen, ebenso wie zwei grundverschiedene Diktaturen. Außerdem stellt sie keine klare Unterscheidung zwischen Kriegsoffizieren und -tätern her. Die Wahl einer Pietà erinnert an ein Konzept des Krieges, in dem die Opfer – wie im Ersten Weltkrieg – vor allem junge Männer sind, während die Opfer des Zweiten Weltkriegs jedoch auch Zivilisten waren, Männer, Frauen und Kinder. Die Pietà ist außerdem ein christliches Symbol, während es eigentlich vor allem um das Gedenken an die Shoa geht. Und zuletzt gingen die Emotionen, die durch den intimen Charakter der Originalskulptur hervorgerufen werden konnten, durch die Vergrößerung verloren. Auf symptomatische Weise bleibt Deutschland ohne Datum und Ort für ein spezifisches Gedenken an den Ersten Weltkrieg.

Auch in Frankreich rückte der Krieg 1914-1918 durch den Zweiten Weltkrieg in den Hintergrund. Die Gedenkfeiern am 11. November fanden weiterhin statt, erfuhren jedoch nur vermehrt öffentliche Aufmerksamkeit, wenn Jahrestage begangen wurden (etwa des Kriegsendes oder bestimmter Schlachten, wie Verdun). Das Grab des Unbekannten Soldaten am Triumphbogen stellte weiterhin den zentralen Ort des Gedenkens dar. Allerdings übernahmen es nun Vereine, die auch Veteranen des Zweiten Weltkriegs und der Kolonialkriege umfassen, die Flamme jeden Abend zu entzünden. An den Gedenkfeiern nahmen mit den Jahren immer weniger Akteure und Zeitzeugen des Ersten Weltkriegs teil. Darüber hinaus wurden der Unbekannte Soldat, Kriegerdenkmäler, Gedenkfeiern und Veteranen in unterschiedlichem Ausmaß zur Angriffsfläche, weil sie eine patriotische Vergangenheit verkörperten, mit der die politischen Auseinandersetzungen der 1960er und 1970er Jahre brechen wollten. Im öffentlichen Raum verlor der Erste Weltkrieg während mehrerer Jahrzehnte aus diesen Gründen an Bedeutung.

Gegen Ende der 1980er Jahre erlebte der Erste Weltkrieg entgegen aller Erwartungen in Frankreich ein stark wiederauflebendes Interesse. Die Debatten über den Zweiten Weltkrieg mochten noch so lebendig sein, doch sie verdeckten die Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg nicht länger. Das Interesse richtet sich heute mehr auf das Leben der Soldaten und der Bevölkerung und konzentriert sich auf Einzelpersonen und die Frage, wie sie den Krieg erlebt hatten.

Der Krieg in der deutschen und französischen Öffentlichkeit von heute

Lebendige kollektive Erinnerung in Frankreich

Der Erste Weltkrieg ist heutzutage in Frankreich weit mehr als ein Themenfeld, das allein Geschichtswissenschaftlern vorbehalten ist. Nicolas Offenstadt betont, in welchem Maß er sogar eine soziale und kulturelle Praxis geworden ist.¹² Dies belegt er anhand der Aktivitäten lokaler Vereine, die sich dafür einsetzen, die Geschichte von Ereignissen und Orten entlang der ehemaligen Frontlinie oder anderswo an Schauplätzen des Krieges zu bewahren. Offenstadt führt auch zahlreiche pädagogische Projekte auf, die sich mit dieser Zeit befassen. Die Besucherzahlen der Museen, die dem Ersten Weltkrieg gewidmet sind (vom 1992 eröffneten „Historial de la Grande Guerre“ bis zum 2011 entstandenen „Musée de la Grande Guerre de Meaux“, um nur die größten zu nennen), der Aufschwung genealogischer Untersuchungen, um Spuren der Vorfahren, die Teil des Krieges waren, nachzuverfolgen, begleitet vom Erfolg der Thematik im Buchhandel – sowohl bei Geschichtsbüchern als auch bei Romanen (die Vergabe des Prix Goncourt 2013 an Pierre Lemaitres Roman „Au revoir là-haut“ ist nur eines der jüngsten Beispiele), sowie die kulturelle Bearbeitung des Themas allgemein (Bildhauerei, Theater, Dokumentationen, Filme) weisen ebenfalls auf diese Praxis hin. Dieser Trend ist schon seit den 1990er Jahren zu beobachten und hat sich in den vergangenen zehn Jahren weiter verstärkt.

Diese Präsenz in der Öffentlichkeit hat mehrere Gründe. Ganz allgemein richtet sich der Blick wieder stärker auf die Vergangenheit als auf die Zukunft, seitdem große Ideologien an Bedeutung verloren haben oder verschwinden, insbesondere seit dem Mauerfall. Diese Tendenz wird durch Diskurse über die Pflicht der Erinnerung und die Bedeutung des nationalen Erbes oder den Erfolg von Geschichtssendungen und anderen Veröffentlichungen deutlich. Insbesondere der Erste Weltkrieg vermag durch die 8 Millionen französischer Soldaten, die mobilisiert waren, jeden etwas anzugehen. Genealogische und familiäre Untersuchungen, lokale Erzählungen und die Arbeit von Aktivisten (vor allem rund um Aufständische, pazifistische Denkmäler oder Kolonialsoldaten) bieten ebenso Möglichkeiten, sich diese Geschichte anzueignen. Zuletzt stellt der Erste Weltkrieg eine bedeutende symbolische Ressource für die Gegenwart dar. Während der Zweite Weltkrieg die französische Gesellschaft zutiefst spaltete, erweist sich der weiterhin als „Grande Guerre“ bezeichnete Krieg als bessere Referenz, um Konsens zu stiften. In seiner Rede zum Auftakt des „Centenaire“ am 7. November 2013 schöpfte Staatspräsident François Hollande, ganz in der Tradition seiner Amtsvorgänger, aus der Geschichte des Krieges und rief zur nationalen Einigung und Mobilisierung auf, um die Herausforderungen der Gegenwart und der Zukunft zu meistern. In diesem Kontext wird der „Poilu“ zu einer Ikone, die formbar und, vielleicht gerade deswegen, besonders positiv besetzt ist: Er kann zugleich der mutige Held und das Opfer unfähiger oder zynischer Führer sein; die Schrecken des Krieges erleiden; der Revoltierende sein, der sich dem Sturm verweigert; oder der Pazifist der Nachkriegszeit, der als Wegbereiter der Versöhnung zwischen den Völkern und schließlich der europäischen Einigung wirkt.

In Frankreich wurde das Sterben der letzten Frontsoldaten als Verlust einer grundlegenden Erinnerung an den Ersten Weltkrieg erlebt. Als der letzte Veteran, Lazare Ponticelli, am 12. März 2008 verstarb, wurde ihm bei einer Zeremonie im Hôtel des Invalides eine Ehrung zuteil, die live im Fernsehen übertragen wurde, während die Fahnen auf Halbmast gesetzt wurden und eine Schweigeminute in

Behörden und Schulen stattfand. Einige Wochen zuvor war der letzte deutsche Veteran, Erich Kästner, von der Öffentlichkeit unbemerkt und ohne dass es eine offizielle Meldung dazu gegeben hätte, verstorben.

Ein schwächeres, aber wachsendes Interesse in Deutschland

Trotz aller Unterschiede zu Frankreich wäre es falsch zu behaupten, der Krieg würde in Deutschland niemanden interessieren: Die Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg blüht mit bemerkenswerten Veröffentlichungen und Projekten, allerdings überwiegend aus dem wissenschaftlichen Bereich. Ein mit dem in Frankreich vergleichbares massives Interesse oder eine Welle kultureller Erzeugnisse kann nicht festgestellt werden. Was die Kriegerdenkmäler angeht, so haben sie der bewegten Geschichte des 20. Jahrhunderts nicht immer standgehalten, wurden etwa von den Nationalsozialisten eingeschmolzen, während des Zweiten Weltkriegs zerstört oder in dessen Folge vernachlässigt. Dieses Erbe ist heute weniger umfangreich und noch dazu weniger bekannt als in Frankreich. Der Bezug zur nationalen Vergangenheit ist noch immer auf die NS-Zeit fokussiert. Von diesem Standpunkt aus hat die Wiedervereinigung 1989 der Reflexion über den Umgang mit einer problematischen Vergangenheit wieder neue Aktualität gegeben. Der Zweite Weltkrieg stellt den Ersten im Gedächtnis der Deutschen weiterhin in den Schatten.

Bei genauerem Hinsehen kann man dennoch einige Anzeichen eines wachsenden Interesses für den Krieg, seine Gründe, seinen Ablauf und seine Folgen, erkennen. Im Jahr 2004 fand im Deutschen Historischen Museum eine große Ausstellung über den Ersten Weltkrieg statt – wohlgemerkt 2004 und nicht 2008: Anders als in Frankreich bezog man sich auf den Beginn des

Krieges und nicht auf sein Ende, so schwierig schien es noch zu Beginn der 2000er Jahre, sich der Niederlage zu erinnern. Seit einigen Monaten zeigt der Erfolg von Werken wie dem des Australiers Christopher Clark,¹³ der versucht, die Gründe des Krieges nachzuzeichnen, wie sehr der Konflikt die Deutschen einerseits interessiert und dabei andererseits an die Interpretation der weiteren Ereignisse des Jahrhunderts geknüpft bleibt: an die Kriegsschuldfrage und den Verweis auf den „Sonderweg“. In Frankreich hat das Buch ein weit geringeres Echo ausgelöst als in Deutschland. Bei der Durchführung des Gedenkjahrs fehlen in Deutschland Museen, die ausschließlich dem Ersten Weltkrieg gewidmet sind. Daher sind Ausstellungen in verschiedenen Museen geplant, während in den Bundesländern eine Vielzahl von wissenschaftlichen, pädagogischen und kulturellen Projekte stattfindet.

Dennoch ist man in Deutschland weit von den Tausenden von Projekten in ganz Frankreich entfernt, die durch die offizielle „Mission du Centenaire“ mit der Bezeichnung „Centenaire“ versehen wurden. Anfang 2012 hatte die französische Regierung eine interministerielle Mission ins Leben gerufen, deren Aufgabe die Vorbereitung und Umsetzung des offiziellen französischen Gedenkprogramms zum „Centenaire“ war, ebenso wie die Koordination der Initiativen und die Information der Öffentlichkeit.¹⁴ In Deutschland, wo die Bundesländer über große Autonomie verfügen, hatte es die Kanzlerin nicht für notwendig befunden, eine solche Sammelstelle einzurichten. Anfang 2013 bestimmte das Auswärtige Amt mit dem Stellvertreter der Abteilung Kultur und Kommunikation, Andreas Meitzner, einen Diplomaten als Ansprechpartner. Dies war jedoch eher eine Antwort auf die Nachfragen aus anderen Ländern als ein Entwurf eines offiziellen Gedenkprogramms.

Welche Perspektiven zur Stunde des Gedenkjahrs „100 Jahre Erster Weltkrieg“?

Das Gedenken an den Ersten Weltkrieg findet in Deutschland und Frankreich unter grundlegend verschiedenen Bedingungen statt. Die Wurzeln dafür reichen weit zurück. Schon in der Zwischenkriegszeit war in Deutschland vom „Weltkrieg“ die Rede und nicht vom „Großen Krieg“ oder noch weniger vom „Letzten der Letzten“ („der des ders“). In Frankreich wird der Krieg weiterhin als der „Große“ Krieg bezeichnet. Er ist sogar zum Gründungsmythos des gegenwärtigen Frankreichs geworden, wo das hundertjährige Jubiläum ähnlich begangen wird wie das zweihundertjährige der Französischen Revolution von 1789. In Deutschland bleibt dieser Krieg ausschließlich der „Erste“ Weltkrieg. Besser könnte man nicht betonen, dass danach noch ein zweiter folgte. In diesem Fall dient jedoch die Tatsache, dass es einen Ersten und einen Zweiten Weltkrieg gab, weniger der Unterscheidung an sich. Es geht vielmehr darum, hervorzuheben, dass sie zwei Ausprägungen desselben Phänomens darstellen, das für das 20. Jahrhundert spezifisch ist. Der Erste Weltkrieg wird allgemein als „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet.¹⁵ Wenn dem Ersten Weltkrieg also heute so viel Aufmerksamkeit zuteilwird, dann liegt das daran, dass mehr denn je ein Schlüssel zum Verständnis des ganzen Jahrhunderts gesucht wird, vor allem des Nationalsozialismus.

Die Internationalisierung des Gedenkens

Wie auch immer die lokale Verwurzelung und die nationale Bedeutung des Krieges beschaffen sind, die in Frankreich vorherrschen, so ist es im 21. Jahrhundert dennoch nicht mehr möglich, das Gedenken an einen Weltkrieg als rein nationale Angelegenheit zu betrachten. Deshalb ist das französische Programm auch durch eine systematische Internationalisierung der Gedenkfeiern geprägt. Damit öffnet es sich den einstigen Alliierten ebenso wie den einstigen Feinden und bezieht dabei weit entfernte Kriegsparteien, wie die ehemaligen Kolonien, mit ein. Während des Krieges waren Soldaten vieler Nationalitäten auf französischem Territorium in Kampfhandlungen verwickelt.

Deutschland erhält bei dieser Öffnung einen besonderen Stellenwert. Die überwundene Feindschaft zwischen beiden Ländern soll es ermöglichen, die Qualität ihrer Annäherung zu unterstreichen und gleichzeitig die langfristig positiven Folgen des Krieges hervorzuheben. Diese Idee ist nicht neu: Das Auftreten Charles de Gaulles und Konrad Adenauers am 8. Juli 1962 in der Kathedrale von Reims und noch mehr der Händedruck zwischen François Mitterrand und Helmut Kohl am 22. September 1984 vor dem Beinhaus von Douaumont bei Verdun wurden zu starken Symbolen der Versöhnung und der Freundschaft. Diese Gesten wurden am 11. November 2009 aufgegriffen, als Angela Merkel auf Einladung von Nicolas Sarkozy an der Zeremonie am Triumphbogen teilnahm. Dies war das erste Mal, dass auf der Ebene deutscher Regierungschefs eine solche Einladung angenommen wurde.¹⁶

Bei diesen früheren Initiativen aus Frankreich bleibt die Symbolik ganz klar französisch. Helmut Kohl nahm die Einladung von François Mitterrand an, obwohl Verdun in beiden Ländern nicht denselben Stellenwert besaß. Wegen des ständigen Nachschubs durch Marschall Pétains Rotationssystems hatten französische Soldaten an der Schlacht in immenser Mehrheit teilgenommen; Verdun stellt als Verteidigungsschlacht das Symbol der nationalen Verteidigung dar, während den Deutschen die Rolle des Angreifers zugewiesen wird. Was den 11. November angeht, so wird er in Frankreich als Höhepunkt wahrgenommen, als der Tag, der an das siegreiche Ende des Krieges erinnert und der seit seinem Bestehen den Nationalfeiertag am 14. Juli vervollständigt.¹⁷ In Deutschland steht dieses Datum vor allem für den Beginn des Karnevals um 11 Uhr 11.¹⁸ Für die Organisation der kommenden Gedenkfeiern war die Frage des Ortes und des Datums sicherlich nicht einfach. Für die Feierlichkeiten 2014 hat François Hollande Bundespräsident Joachim Gauck am 3. August zur Gedenkfeier anlässlich des Kriegsbeginns eingeladen. Hollande begründete seinen Vorschlag mit dem historischen Fakt, dass es Deutschland war, das vor hundert Jahren Frankreich den Krieg erklärte.¹⁹ Diese Gedenkfeier wird auf dem Hartmannswillerkopf im Elsass stattfinden. Die Wahl fiel auf diesen Ort, weil dort das Projekt des „Historial franco-allemand de la

Grande Guerre“ entstehen soll. Man kann sich durchaus vorstellen, dass die beiden Präsidenten diese Gedenkfeier unterschiedlich wahrnehmen werden.

Kein kollektives deutsch-französisches Gedenken

Im Rahmen des „Centenaire“ wünschen sich die französischen Verantwortlichen ein ebenso deutliches Engagement auf deutscher Seite. Doch solche Erwartungen könnten enttäuscht werden und in Deutschland sogar unverstanden bleiben, wenn man sich nicht die Asymmetrie beider Länder in ihrer Beziehung zu diesem Krieg bewusst macht. Diese Kluft zwischen den Wahrnehmungen konnte man bereits am 11. November 2009 beobachten. Die Rede Sarkozys verwies ausführlich auf den Ersten Weltkrieg und die Schwierigkeit, Frieden zu schaffen. Merkels Rede dagegen verband den Ersten Weltkrieg direkt mit dem Fall der Mauer, um an die schmerzliche erste Hälfte des 20. Jahrhunderts zu erinnern, bevor sie den Bogen über die deutsch-französische Versöhnung und ihre Bedeutung für die europäische Einigung schlug.

Letztlich sind wir noch weit davon entfernt, tatsächlich von einem deutsch-französischen (oder gar einem europäischen) Gedenken an den Krieg

sprechen zu können. Stattdessen kann man zumindest auf einige Bemühungen hoffen, die Wahrnehmungen des Partners besser zu verstehen, was wiederum Deutschland wie Frankreich einen selbstkritischeren Blick auf ihren Umgang mit der Geschichte erlauben würde. Die Franzosen könnten demnach ihre Vergangenheit ohne Rückgriff auf traditionelle Gewissheiten analysieren, während der Austausch mit ihren europäischen Partnern sie dazu führen könnte, ihren Blick über die Westfront und über die Jahre 1914 bis 1918 hinaus auszuweiten. Die Deutschen hingegen könnten die Erwartungen ihrer Nachbarn besser erkennen und sich sensibler zeigen, zumal in einem Kontext, dem es durchaus nicht an strittigen Themen zwischen den europäischen Partnern mangelt.

Wenn man sich vor Fehldeutungen des Krieges hütet, der wie kein anderer ein Konflikt zwischen Nationen war, und wenn man Vorsicht gegenüber anachronistischen Fehlschlüssen über die erst viel später stattfindende europäische Einigung walten lässt, könnte das Weltkriegsgedenken zumindest dazu dienen, den Frieden auf dem Kontinent bewusst wahrzunehmen und Gelegenheiten zu erneuern, die deutsch-französische Versöhnung zu feiern.

Élise Julien ist Dozentin an Sciences Po Lille und forscht am Institut de Recherches en Historiques du Septentrion (CNRS/Université de Lille). Sie ist außerdem Mitglied im wissenschaftlichen Rat der „Mission interministérielle du Centenaire“, des wissenschaftlichen Rats des „Historial de la Grande Guerre“ (Péronne) und Herausgeberin des Projekts „1914-1918-online. International Encyclopedia of the First World War“ (Freie Universität Berlin).

Übersetzung aus dem Französischen: Julie Hamann

Anmerkungen

- 1 So begrüßte der Sozialdemokrat und spätere Reichspräsident Friedrich Ebert die im Dezember 1918 nach Berlin zurückkehrenden Truppen der Berliner Garnison mit den Worten: „Kein Feind hat Euch überwunden“.
- 2 Vgl. Antoine Prost, *Les anciens combattants et la société française*, Paris 1977.
- 3 Artikel 106 des Finanzgesetzes vom 31. Juli 1920 regelte die Überführung der sterblichen Überreste. Darin war festgelegt, dass der Staat die Kosten übernimmt. Ungefähr 30% der identifizierten Gefallenen wurden auf der Grundlage dieser Regelung überführt.
- 4 Dieser Ausdruck entstand durch das „Gesetz vom 2. Juli 1915“ (verändert durch das „Gesetz vom 22. Februar 1922“), um damit die Gefallenen, aber auch zivile Opfer zu würdigen.
- 5 Das „Gesetz vom 29. Oktober 1921“ gewährte den Familien eine kostenlose Reise im Jahr, um ihnen die Möglichkeit zu geben, das Grab ihrer Angehörigen zu besuchen, sofern es in der Nähe der Front lag.
- 6 Zwar waren Rückführungen nicht untersagt, doch aus Gründen der Zugänglichkeit und der Kosten wurden die Leichname nicht zu ihren Familien überführt.
- 7 Vgl. Friedensvertrag von Versailles [„Versailler Vertrag“], 28.06.1919, Teil VI, Kriegsgefangene und Grabstätten, Artikel 225 und 226.
- 8 Vgl. Antoine Prost, *Les monuments aux morts*, in: Pierre Nora (Hrsg.), *Les lieux de mémoire*, Paris 1984, S. 195-225.
- 9 Der unbekannt Soldat wurde am 11.11.1920 zum Triumphbogen überführt und am 28.1.1921 bestattet. Am 11.11.1923 wurde eine Flamme der Erinnerung, die ewige Flamme, hinzugefügt, die seitdem jeden Abend entzündet wird.
- 10 Das Monument wurde am 18.9.1927 zum 80. Geburtstag Hindenburgs, mittlerweile Präsident der Weimarer Republik, eingeweiht. Rund 70 000 Menschen nahmen an der Einweihung teil; alle anwesenden Vereinigungen gehörten dem rechten politischen Spektrum an.
- 11 Im Jahr 1929 ergriff die preußische Regierung diese Initiative, die schließlich gemeinsam mit dem Verteidigungsministerium umgesetzt wurde. Am 2.6.1931 wurde in dem Gebäude eine Gedenkstätte für die Gefallenen des Weltkriegs eingeweiht.
- 12 Vgl. Nicolas Offenstadt, *14–18 aujourd’hui: la grande guerre dans la France contemporaine*, Paris 2010.
- 13 Vgl. Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog, München 2013.
- 14 Dieses ambitionierte Projekt, das nach dem Vorbild des 200-jährigen Jubiläums der Französischen Revolution 1989 gestaltet ist, soll sich über mehr als vier Jahre erstrecken. Den Vorsitz hat General Elrick Irastorza inne, geleitet wird das Projekt von Joseph Zimet. Neben rund 15 Beschäftigten umfasst das Programm einen Verwaltungsrat, ein Komitee der Förderer und einen wissenschaftlichen Rat. Vgl. <<http://www.centenaire.org>>.
- 15 Vgl. George Kennan, *The Decline of Bismarck’s European Order. Franco-Russian Relations, 1875–1890*, Princeton 1979.
- 16 Gerhard Schröder lehnte die Einladung Jacques Chiracs zum 11.11.1998 ab; auch Angela Merkel schlug die Einladung Nicolas Sarkozys zur Gedenkfeier in Gegenwart anderer europäischer Politiker am 11.11.2008 in Verdun aus.
- 17 So ergriff Nicolas Sarkozy zu einem Zeitpunkt, als die letzten Veteranen bereits verstorben waren, die Initiative, den 11.11. per „Gesetz vom 28. Februar 2012“ zu einem Tag „zu Ehren aller für Frankreich Gestorbenen“ zu machen.
- 18 Zudem fehlt der Bundesrepublik ein Datum, das sie vorschlagen könnte. Der einzige Nationalfeiertag ist der Tag der Deutschen Einheit am 3.10., er ist jung, dezentralisiert und wenig feierlich. Der Volkstrauertag hat nicht denselben Status.
- 19 Vgl. Rede von François Hollande, 7. November 2013, <<http://www.elysee.fr/declarations/article/allocution-pour-le-lancement-des-commemorations-du-centenaire-de-la-premiere-guerre-mondiale-4/>> (abgerufen am 15.7.2014).

